GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Kulturwissenschaften als Plattform für eine Neukonzeption der Geisteswissenschaften

Frietsch, Ute

2014

https://doi.org/10.25595/170

Veröffentlichungsversion / published version
Sammelbandbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Frietsch, Ute: *Kulturwissenschaften als Plattform für eine Neukonzeption der Geisteswissenschaften*, in: Dreyer, Mechthild; Schmidt, Uwe; Dicke, Klaus (Hrsg.): Geistes- und Sozialwissenschaften an der Universität von morgen : Innenansichten und Außenperspektiven (Wiesbaden: Springer VS, 2014), 29-41. DOI: https://doi.org/10.25595/170.

Erstmalig hier erschienen / Initial publication here: https://doi.org/10.1007/978-3-658-05517-2_3

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Kulturwissenschaften als Plattform für eine Neukonzeption der Geisteswissenschaften

Ute Frietsch

1 Ausgangslage: Wir Idealist/-innen

In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts wurde die Auseinandersetzung mit – kaum lösbaren – Legitimationsproblemen zu einem Charakteristikum der Geisteswissenschaften. Der Versuch der Selbstlegitimierung stellte das humanistische Selbstverständnis von Geisteswissenschaftlern und Geisteswissenschaftlerinnen auf die Probe und förderte ein wissenschaftsgeschichtliches Interesse, das sich allerdings oftmals in einer Reflexion der *naturwissenschaftlichen* Arbeit erschöpfte. Die geisteswissenschaftliche Arbeit wurde der naturwissenschaftlichen Arbeit als andersartig entgegengesetzt; selten widmeten sich Geisteswissenschaftler jedoch einer detaillierten Analyse von geistes- oder sozialwissenschaftlichen Praktiken.[33]

Auch zu Beginn des 21. Jahrhunderts, wo die Universitäten im Zuge des Bologna-Prozesses eine Reihe von Strukturreformen vollzogen haben und Evaluationen zu einem festen Instrument der Qualitätssicherung geworden sind, ringen Geisteswissenschaftler/-innen weiterhin mit Legitimationsproblemen. Diese scheinen sich allerdings zunehmend als Vermittlungsprobleme interpretieren zu lassen. Der folgende Artikel argumentiert für eine solche Interpretation, da sie dazu beitragen kann, Fragen der gesellschaftlichen Plausibilisierung von Wissenschaft konkreter in den Blick zu nehmen. Der Vorschlag besteht darin, die Universität als Betrieb und die geistes- oder kulturwissenschaftliche Tätigkeit als konkrete Berufstätigkeit zu fokussieren.

[33] Ausnahmen hiervon sind beispielsweise: Peter J. Brenner (Hg.): Geist, Geld und Wissenschaft. Arbeits- und Darstellungsformen von Literaturwissenschaft. Frankfurt am Main 1993; Anthony Grafton: Die tragischen Ursprünge der deutschen Fußnote. Aus dem Amerikanischen von H. Jochen Bußmann. München 1998.

M. Dreyer et al. (Hrsg.), *Geistes- und Sozialwissenschaften an der Universität von morgen,*
DOI 10.1007/978-3-658-05517-2_3, © Springer Fachmedien Wiesbaden 2014

1.1 Idealismus-Problematik

Geisteswissenschaftler/-innen fällt es oftmals schwer, sich selbst und den gesellschaftlichen Instanzen, mit denen sie in Kontakt treten, transparent zu machen, worin ihre Tätigkeit besteht. Diese Problematik erklärt sich zum Teil aus der idealistischen Selbstkonzeption der Geisteswissenschaften im 19. und 20. Jahrhundert.

Im 19. Jahrhundert, als sich die philosophische Fakultät aus ihrer der Theologie, Jurisprudenz und Medizin untergeordneten Stellung emanzipierte und sich die Universitäten des Neuhumanismus von den alten Universitäten der Aufklärung abgrenzten, wurde zunächst mit ihrer Wissenschaftlichkeit argumentiert, die sich der Berufsausbildung und Nützlichkeit der vormals höheren Fakultäten als eigenständiger Wert entgegensetzen ließ. Wie mittlerweile gut erforscht ist, diente zwar auch die philosophische Fakultät im 19. Jahrhundert der Berufsausbildung, und zwar der Berufsausbildung der Beamten. Die Ausbildung der Beamten musste jedoch zunächst auf eine von der Theologie unabhängige Grundlage gestellt werden. Sie forderte insofern keine bloße Schulung zur Verwaltungstätigkeit, sondern ein philosophisches Gedankengebäude und die Explikation eines neuen Menschenbildes.[34] Die Selbstbeschreibungen von Wissenschaft waren insofern zugleich programmatisch und legitimatorisch. Es wurde die nationale „Bildung" betont, welche die Geisteswissenschaften hervorbrachten, und diese war – im Kontext der Zeit – eine originäre und produktive Leistung.

Die programmatische und legitimatorische Selbstreflexion setzte sich im 20. Jahrhundert fort, wobei die Aufgabe nun darin bestand, Geistes-, Natur- und Technikwissenschaften, die sich bereits seit der Mitte des 19. Jahrhunderts nicht länger als *eine* Wissenschaft integrieren ließen, in ihrem Weltbezug zu differenzieren: Zu diesem Zweck wurde mit dem „Verstehen" argumentiert, das die Geisteswissenschaften angeblich leisteten, im Unterschied zu einem naturwissenschaftlichen Erklären der Welt.[35] Diese Selbstbeschreibungen waren am *Sinn* von Wissenschaft orientiert. Im Fall der Beschreibung des Sinns von Geisteswissenschaft als „Verstehen" führten sie zu einer eher rezeptiven Selbstdarstellung. Die berufliche Realität von Geisteswissenschaftler/-innen in ihren konkreten Erscheinungsformen musste der Zeit entsprechend nicht in den Blick gelangen und konnte es so auch nicht. Die Selbstbeschreibung der Leistung von Geisteswissenschaften als „Verstehen" fokussierte einerseits auf überzeitliche und andererseits auf mentale interiore Prozesse, sie ließ die damit befassten Personen in der idealistischen Tradition als Geist- oder Seelen-Wesen erscheinen; zudem blieb eine Unterscheidung der (geistes-) wissenschaftlichen Tätigkeit von

[34] Vgl. Friedrich A. Kittler: Das Subjekt als Beamter. In: Manfred Frank (Hg.): Die Frage nach dem Subjekt. Frankfurt am Main 1988, S. 401–420.

[35] Vgl. Wilhelm Dilthey: Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften (Gesammelte Schriften VII). Stuttgart/Göttingen 1992, S. 77–291.

psycho-sozialen Alltagsleistungen aus.[36] In der gesellschaftlichen Öffentlichkeit mag man diese Verstehensleistung der Geisteswissenschaften in der Regel als holistische und rezeptive, jedoch nicht direkt als produktive Tätigkeit interpretiert haben.

1.2 1980er- und 90er-Jahre

In den 1980er- und 1990er-Jahren wiederholte sich die Befragung der Universitäten auf ihren Nutzen, die bereits im 18. Jahrhundert durchgeführt und im 19. Jahrhundert im Sinne des Idealismus und Neuhumanismus gegen das ‚Nützlichkeitsdenken' der Aufklärung entschieden worden war, erneut und auf veränderte Weise. Ende der 1980er-Jahre wurde von Wissenschaftsrat und Westdeutscher Rektorenkonferenz eine Projektgruppe eingesetzt, deren Aufgabe darin bestand, die Zukunftsfähigkeit der deutschen Geisteswissenschaften zu eruieren; das Unterfangen erhielt durch die deutsche Wiedervereinigung eine zusätzliche Brisanz. In ihrer so genannten Denkschrift forderte die Projektgruppe dazu auf, Geisteswissenschaften durch eine institutionelle Transformation in Kulturwissenschaften zu modernisieren.[37]

Die Denkschrift vermittelte zunächst die Einsicht, dass eine Selbstbeschreibung der wissenschaftlichen Tätigkeit in Hinblick auf „Geist" nicht länger zeitgemäß war: Diese Selbstbeschreibung hatte einer bestimmten idealistischen Tradition entsprochen, – und zwar weniger den pragmatischen Konzepten des Diplomaten Wilhelm von Humboldt als den Theoremen des Philosophen Hegel von der Absolutheit des Geistes. In der postmodernen Gesellschaft, die aufgrund der neuen Informationstechnologien mit einer globalen Öffnung der Medienwelt einher ging, musste die Orientierung an Geist und Verstehen hingegen als abstrakt und – allem Eigendünkel mancher Kulturpessimisten zum Trotz – als unterkomplex erscheinen: Mit der Orientierung am Geist ließen sich die konkreten Fragestellungen der Gegenwart nicht länger fassen.[38]

1.3 Der Kultur-Begriff

Heute hat der Kultur-Begriff im Unterschied zum Geist-Begriff zunächst den Vorteil der internationalen Anschlussfähigkeit: Während eine Situierung in der

[36] Zu dieser Kritik vgl. auch: Dieter Teichert: Geisteswissenschaften. In: Helmut Reinalter/Peter J. Brenner (Hg.): Lexikon der Geisteswissenschaften. Sachbegriffe – Disziplinen – Personen. Wien/Köln/Weimar 2011, S. 250–257, hier S. 254.

[37] Wolfgang Frühwald/Hans Robert Jauß/Reinhart Koselleck/Jürgen Mittelstraß/Jürgen/Burkhart: Geisteswissenschaften heute. Eine Denkschrift. Frankfurt am Main 1996.

[38] Vgl. dazu auch: Friedrich A. Kittler (Hg.): Die Austreibung des Geistes aus den Geisteswissenschaften. Programme des Poststrukturalismus. Paderborn/München/Wien/Zürich 1980.

Gesellschaft in der Bezeichnung Geisteswissenschaften nicht wirklich deutlich wurde, sind die Wissenschaften von der Kultur – ähnlich den Wissenschaften vom Menschen (*humanities*, *human sciences*, *sciences humaines*) – zumindest dem Namen nach als situiertes Wissen ausgewiesen. Mit der Umbenennung von Geistes- in Kulturwissenschaften geschieht zunächst nicht viel mehr als eine Akzentsetzung. Die Kulturwissenschaften verlassen die Sphären des Transzendentalen und Mentalen und kommen in der körperlichen Welt der Erscheinungen an. Für Kulturwissenschaftler/-innen liegt es nahe, explizit zu reflektieren, auf welche Weise ihre Tätigkeiten in der Gesellschaft verortet und durch sie bedingt sind; und diese Reflexionen – beispielsweise auf die informationstechnologischen Voraussetzungen – sind den Tätigkeiten nicht länger nachgeordnet.

Die aktuellen Drittmittel-Programme, für die sich Kulturwissenschaftler/-innen schon aufgrund der mangelhaften Grundfinanzierung der Universitäten interessieren müssen, weisen dabei eine Reihe von thematisch neuen Schwerpunktsetzungen auf. Auf internationaler Ebene erweisen sich gerade auch Fragestellungen und Themen als fortschrittsrelevant, die auf nationaler universitärer Ebene lange als marginal gehandelt wurden: So werden etwa die Fragen nach den Kategorien „race", „class" und „gender" auf EU-Ebene in interkulturelle Kontexte gestellt und zeigen auf diese Weise ein Potential, das offensichtlich nicht länger nur für Randgruppen von Belang ist. Strukturen der sozialen Ungleichheit, die sich anhand von ethnischen, sozialen und geschlechtlichen Zuschreibungen reproduzieren, wachsen sich zu Konfliktfeldern des interkulturellen Dialoges aus. Deren gesellschaftliche Explizierung und Bewältigung erfordert nicht allein technisches *Know-how*, sondern zugleich umfassende kulturwissenschaftliche Kompetenzen.

Die neuen Fragestellungen des interkulturellen Dialogs lassen den Kulturbegriff ihrerseits als attraktiv erscheinen, da sich mit ihm mehr fassen lässt als mit dem Begriff des Geistes, der schon an Themenkomplexen wie dem ‚Körper' abgleiten musste. Die institutionellen Machtkämpfe von Nachwuchswissenschaftler/-innen, die seit den 1980er-Jahren ihre zeitgeschichtlichen (‚poststrukturalistischen') Fragestellungen in traditionell geisteswissenschaftlich orientierten Fächern zu etablieren suchten, erhalten so unter dem *Label* der Kulturwissenschaften eine neue Verbindlichkeit. Kulturwissenschaftlich lässt sich für theoretische, methodische und interdisziplinäre Vielfalt argumentieren, Vielfalt selbst (‚diversity') wird zu einem positiv konnotierten Begriff. Setzt man einen weiten Kulturbegriff voraus – und dies ist in den Kulturwissenschaften üblich – so beschränkt sich die Unterscheidung von Kulturen nicht auf die Unterscheidung von Zivilisationen. Mit dem Kulturbegriff der Kulturwissenschaften ist weniger der Gegenstand kulturwissenschaftlicher Arbeit gemeint als die kulturalisierende Methode des Kontextualisierens. Kulturwissenschaften müssen sich daher auch nicht auf einen bestimmten Begriff von Kultur fixieren: Sie können Gegenstandsfelder aus unterschiedlichen Zivilisationen analysieren und widmen sich

Produkten sowohl der ‚Hoch-' wie der Populärkultur.

Die allgemeine Wende vom Geist zur Kultur signalisiert, dass sich die wissenschaftliche Arbeit um zeitgeschichtlich relevante Themenkomplexe zu gruppieren beginnt, die für heutige Gesellschaften Herausforderungen bergen, so etwa: Migration, Interkulturalität, das Verhältnis von Kultur und Subkultur, die Heterogenität sowie die Integrationsleistungen von Gesellschaften, der *Clash* weniger von Zivilisationen als von Symbolsystemen, die Globalisierung der Wirtschaft und die damit verbundenen Verwerfungen, die ‚neuen' Kriege, die Digitalisierung der Medien etc. Kulturwissenschaften können, indem sie einen weiten Kulturbegriff vertreten, zudem das Alltagsverständnis, demzufolge sich vermeintlich homogene, territorial gebundene Kulturen/Zivilisationen konfliktuös entgegenstehen[39], differenzieren. Gegen eine nationale Auffassung von Kulturen sind die intrakulturelle Heterogenität der jeweiligen Zivilisationen und damit deren interkulturelle Prägung und Offenheit sowie das Immer-Schon-Übersetzsein von Sprachen und Gesellschaften zu betonen.[40] Die kulturwissenschaftliche Arbeit ist dabei notwendig zugleich eine historische Forschung, insofern sie sich den Fragen der Genese und Transformation kultureller Phänomene widmet.

1.4 Neue Selbstbeschreibungen

Die thematische Umbenennung von Geisteswissenschaften in Kulturwissenschaften sowie die institutionelle Umbenennung der philosophischen in kulturwissenschaftliche Fakultäten folgt demnach nicht allein administrativen Vorgaben. Sie ist zeitgeschichtlich u. a. durch wirtschaftliche Globalisierung, interkulturelle Vernetzung und die neuen Informationstechnologien bedingt; innerwissenschaftlich lässt sie sich durch neue Fragestellungen, Arbeitsbedingungen und Arbeitstechnologien (Digital Humanities) begründen und erscheint vielen Wissenschaftler/-innen als längst überfällig. Es handelt sich daher auch nicht lediglich darum, Geisteswissenschaft in einem ‚Gewand' der Kulturwissenschaftlichkeit zukunftsfähig zu machen. Die Transformation der Geistes- in Kulturwissenschaften sollte zu einer sehr viel grundsätzlicheren Transformation der Inhalte, Arbeitsweisen und Selbstbeschreibungen führen.

Eine konkretere Beschreibung setzt nicht beim gesellschaftlichen Sinn der Geistes- oder Kulturwissenschaften an, sondern bei ihren Praktiken: Studierende der Kulturwissenschaften lernen beispielsweise wissenschaftlich zu schreiben

[39] Vgl. hierzu die populärwissenschaftliche Schrift: Samuel Huntington: Kampf der Kulturen. Die Neugestaltung der Weltpolitik im 21. Jahrhundert. München 2002.

[40] Vgl. Naoki Sakai: Translation and Subjectivity. On »Japan« and Cultural Nationalism. Minneapolis/London 1997, S. 1–17.

und ihre Thesen vor einem Auditorium zu präsentieren; professionelle Kulturwissenschaftler/-innen legen Ordnungssysteme an und konzipieren Ausstellungen; sie schreiben und redigieren Texte oder Bücher; sie organisieren Tagungen, Vorlesungs- und Filmreihen; sie reisen, halten Vorträge auf internationalen Kongressen, dolmetschen und übersetzen; sie vernetzen sich in nationalen und internationalen Kooperationen, schreiben Gutachten, fungieren als Herausgeber/-innen, unterrichten Studierende in Vorlesungen und Seminaren und arbeiten an Konzepten. Eine Darstellung von Geistes- oder Kulturwissenschaften ausgehend von den wissenschaftlichen Praktiken hat den Vorteil, dass sie mit den gesellschaftlichen Rahmenbedingungen in Kontakt bleibt, in denen diese Tätigkeiten verortet sind. Auf diese Weise eröffnen sich Themenfelder, die in dem geisteswissenschaftlichen Argumentationszusammenhang bis in die 1980er-Jahre kaum sichtbar werden konnten: So werden etwa der Zusammenhang von Zentrum und Peripherie, das Verhältnis von Universität und Stadt, das gesellschaftliche „Reisen" von Begriffen durch unterschiedliche diskursive Felder (Hochschule, Medien, Politik etc.) und das Übersetzen zwischen den Kulturen aussagekräftig – und dies sowohl für die (kultur-) wissenschaftliche *Persona*[41] wie für die Befindlichkeiten von Gesellschaften.

2 *Zur Institutionalisierung der Kulturwissenschaften in Deutschland*

Kulturwissenschaft/en gab es in Deutschland bereits vor der genannten Empfehlung des Wissenschaftsrates. Ihre institutionellen Ausformungen waren und sind allerdings außerordentlich divers. So stehen etwa die empirischen Kulturwissenschaften, die u. a. an den Universitäten Tübingen und Marburg gelehrt werden, in einer Tradition mit dem Fach Volkskunde resp. Ethnologie. Sie werden insbesondere als wissenschaftliche Analyse der Alltagskulturen praktiziert und richten sich sowohl auf fremde wie auf ‚eigene' Zivilisationen. Das Fach Kulturwissenschaft (Cultural History and Theory) wiederum, das heute an der Humboldt-Universität zu Berlin unterrichtet wird,[42] hat seine institutionelle Herkunft in dem Fach Kulturwissenschaft, das in den 1960er-Jahren in der DDR (in den Städten Berlin und Leipzig) eingerichtet wurde.[43] In Berlin wird Kulturwissen-

[41] Zum Konzept der wissenschaftlichen *Persona* vgl. Lorraine Daston/H. Otto Sibum: Introduction: Scientific Personae and Their Histories. In: Science in Context 16, 1/2 (2003), S. 1–8.

[42] Zum Selbstverständnis dieser Kulturwissenschaft vgl. u.a.: Hartmut Böhme/Peter Mattusek/ Lothar Müller: Orientierung Kulturwissenschaft. Was sie kann, was sie will. Reinbek bei Hamburg 2002.

[43] Vgl. dazu: Hannes Siegrist/Thomas Höpel/UtaKösser: Kulturwissenschaften. In: Ulrich von Hehl/ Uwe John/Manfred Rudersdorf (Hg.): Geschichte der Universität Leipzig 1409-2009. Band 4,1: Fakultäten, Institute, Zentrale Einrichtungen. Leipzig 2009, S. 760–784 [als pdf unter: http://www.uni-leipzig.de/~kuwi/ressource/Kulturwissenschaften.pdf (abgerufen am 04.10.2010)]; Peer Pasternack: Geisteswissenschaften in Ostdeutschland 1995. Eine Inventur. Vergleichsstudie im

schaft heute – nach der politischen Systemwende und der wissenschaftlichen Neuausrichtung – u. a. als Kulturtheorie, Kulturgeschichte, Medientheorie, *Gender Studies* und Ästhetik gelehrt und fokussiert auf eine Analyse der kulturellen Symbolsysteme, so beispielsweise auf die Geschichte der unterschiedlichen Schriftsysteme.

Neben dem Vorbild der angloamerikanischen *Cultural Studies* dürfte die konzeptionelle Arbeit der unterschiedlichen Kulturwissenschaften den Wissenschaftsrat mit zu seiner Empfehlung motiviert haben, wenngleich auf die unterschiedlichen institutionellen Erscheinungsformen von Kulturwissenschaft/en in der Denkschrift nicht explizit Bezug genommen ist. Für die aktuelle universitätspolitische Konzeption von Kulturwissenschaft/en ist zudem die Neuformierung von Teilen der Geistes- und Sozialwissenschaften als *Studies* (*Cultural Studies*, *Postcolonial Studies*, *Critical Whiteness Studies*, *Gender Studies*, *Queer Studies*, *Science Studies* etc.), die seit den 1970er-Jahren international in Gang ist, von Belang. Dass dieser Prozess auch in Deutschland auf institutioneller Ebene umsetzbar ist, zeigen unter anderem die übersetzenden Aneignungen von Lehr- und Forschungsfeldern: Jüngst wurde beispielsweise das universitäts- und länderübergreifende interdisziplinäre Zentrum Jüdische Studien Berlin-Brandenburg (ZJS) zur Doktoranden- und Postdoc-Ausbildung gegründet, wobei man zentral mit der historischen Bedeutung Berlins für die jüdische Kultur und die Wissenschaft des Judentums argumentiert.[44] Die methodische Vorgehensweise in Studien wird demnach nicht länger als angloamerikanischer ‚Import' verstanden, sondern für Studien wird sozusagen pfadabhängig auf die deutsche Geschichte rekurriert. Wie die Kulturwissenschaften im deutschsprachigen Raum anschlussfähig an die – aber nicht identisch mit den – angloamerikanischen *Cultural Studies* sind, so können sich Studien generell entsprechend den jeweiligen Traditionen und Fragestellungen ausprägen. Neben der Geschlechterforschung resp. den *Gender Studies*, die sich an unterschiedlichen Universitäten in Deutschland als Studiengänge etabliert haben, sind Postkoloniale Studien, Kritische Weißseinsforschung, Queer-Forschung und weitere Studien zumindest auf der Ebene des Wissenschaftlichen Nachwuchses und der Studierenden stark nachgefragt, was wiederum für ihre Zukunftsfähigkeit spricht.

Helmut Reinalter und Peter J. Brenner sprechen im Vorwort zu dem von ihnen herausgegebenen *Lexikon der Geisteswissenschaften* von dem „Ideenlaboratorium", zu dem die Geistes- oder Kulturwissenschaften werden können, wenn sie

Anschluss an die Untersuchung „Geisteswissenschaften in der DDR", Konstanz 1990. Leipzig 1996, S. 153–161.

[44] Vgl. URL: http://www.zentrum-juedische-studien.de/. Zu geisteswissenschaftlichen Forschungskollegs sowie Zentren und ihrer Aufgabe der kooperativen fachübergreifenden Forschung siehe auch: Wissenschaftsrat: Empfehlungen zur Entwicklung und Förderung der Geisteswissenschaften in Deutschland. Berlin 2006.

„neue Denksysteme und -modelle und den schon längst fälligen interkulturellen Vergleich in Forschung und Lehre entwickeln".[45] Die generell kulturwissenschaftlich geprägten Studien und ihre Institutionalisierung in Zentren stellen konkrete Umsetzungen dieser Vorstellung dar. Sie existieren bereits als „Ideenlaboratorien" der intra-, inter- sowie transkulturellen Forschung und Lehre.

Ähnliches gilt für weitere kulturwissenschaftliche Verbundprojekte, wie beispielsweise den Forschungsschwerpunkt Mainzer Historische Kulturwissenschaften (Historical Cultural Sciences), der ebenfalls als Ideenlaboratorium interpretiert werden kann.[46] Der Forschungsverbund, der im Jahr 2008 an der Universität Mainz eingerichtet wurde, leistet in erster Linie eine Neukonzeption der geisteswissenschaftlichen Zusammenarbeit sowie in zweiter Linie eine Transformation des Selbstverständnisses der sich beteiligenden geisteswissenschaftlichen Fächer.[47] Im Sinne einer kulturwissenschaftlichen Schwerpunkt- und Profilbildung wird die inter- und transdisziplinäre Zusammenarbeit um Themen herum organisiert, die zwar von den einzelnen Fächern je unterschiedlich angegangen werden, deren gemeinsame Analyse jedoch zu Synergieeffekten und neuen Kontextualisierungen führt. Zur weiteren Strukturierung der kulturwissenschaftlichen Zusammenarbeit werden zudem ausgewiesene Kulturwissenschaftler/-innen als *Fellows* eingeladen sowie Projekte erarbeitet, die einen spezifisch kulturwissenschaftlichen Output erwarten lassen.

Die neuen kulturwissenschaftlichen Verbundprojekte können sich Potentiale der zuvor bereits institutionalisierten Kulturwissenschaften zu Eigen machen sowie älteres Gedankengut, wie etwa das der Kulturgeschichte um 1900, adaptieren. Auf diese Weise ergibt sich eine Transformation mit einer Breitenwirkung, welche die gesamte geisteswissenschaftliche Fachkultur erfasst. Es bietet sich heute an, über disziplinäre Zusammenhänge hinaus zusammen zu arbeiten, denn die Forschungsproblematiken und die neuen Formen des Austausches, die etwa durch die Neuen Medien ermöglicht werden, sind selbst nicht disziplinär verfasst. Es ist dabei davon auszugehen, dass kulturwissenschaftliche Einzeldisziplinen (Kulturwissenschaft, Empirische Kulturwissenschaften, Kulturanthropologie etc.) und kulturwissenschaftliche Verbundforschung (Forschungsschwerpunkt Historische Kulturwissenschaften an der Universität Mainz, *International Graduate Centre for the Study of Culture* an der Universität Gießen und weitere) sich nicht gegenseitig ausschließen oder ersetzen, sondern dass sie sich gegenseitig inspirieren und anspornen. Die kulturwissenschaftliche Verbundforschung

[45] Helmut Reinalter/Peter J. Brenner: Vorwort. In: Helmut Reinalter/Peter J. Brenner (Hg.): Lexikon der Geisteswissenschaften. Sachbegriffe – Disziplinen – Personen. Wien/Köln/Weimar 2011, S. V–X, hier S. VI.
[46] Vgl. URL: http://www.historische.kulturwissenschaft.uni-mainz.de/.
[47] Vgl. Jan Kusber/ Mechthild Dreyer/Jörg Rogge/Andreas Hütig (Hg.): Historische Kulturwissenschaften. Positionen, Praktiken und Perspektiven. Bielefeld 2010.

kann der disziplinären kulturwissenschaftlichen Forschung – die sich oftmals ebenfalls als inter- oder transdisziplinär versteht – eine breitere universitäre Grundlage und insofern einen institutionellen Rückhalt geben, beispielsweise in Form von wissenschaftlichen Mitarbeiterstellen und weiteren Professuren.

Die niederländische Literatur- und Kunstwissenschaftlerin Mieke Bal hat mehrfach betont, dass die Ausprägung von Kulturwissenschaften in der gegenwärtigen Situation sowohl Chancen wie Risiken berge: Eine Chance liege in der Ausrichtung der traditionellen Geisteswissenschaften auf die relevanten Themen der Gegenwart; ein Risiko liege in der Reduzierung der Fächervielfalt im Zuge der hochschulpolitischen Sparmaßnahmen.[48] Angesichts des Risikos, das zugespitzt bedeuten würde, die Bandbreite der Geisteswissenschaften durch *ein* Fach Kulturwissenschaft zu ersetzen, ist es auch strategisch geboten, an der Vielfalt von Kulturwissenschaft/en festzuhalten. Diese institutionelle und konzeptionelle Vielfalt sollte zudem für den deutschsprachigen Raum historiographisch besser erforscht werden. Die unterschiedlichen Institutionalisierungsformen sowie Auffassungen von Kulturwissenschaft/en in Deutschland sind bislang weder wissenschaftsgeschichtlich noch kulturgeschichtlich in ihrer Bandbreite erfasst und voneinander abgegrenzt.

3 Eine Praxeologie der eigenen wissenschaftlichen Tätigkeit: Zum Verhältnis von Kultur- und Sozialwissenschaften

Im Zuge der Evaluierungen der geisteswissenschaftlichen Fächer haben die Bestrebungen zugenommen, die eigene Arbeit auf diverse Weisen transparenter zu machen. Der gesellschaftlichen Notwendigkeit, die eigene Arbeit vermitteln und plausibilisieren zu müssen, korrespondiert das wissenschaftliche Bestreben, dies nicht ausschließlich und nicht in erster Hinsicht mit Blick auf wissenschaftsexterne Instanzen zu tun, sondern die Selbst-Analyse als wissenschaftliche Analyse und mit einer Adressierung an die eigenen – oder benachbarten – wissenschaftlichen *Communities* durchzuführen. Der Anspruch einer gesellschaftlichen Selbstreflexion lässt dabei Methoden wie die Praxeologie, die zuvor eher in der (Wissenschafts-) Soziologie verankert waren, auch für die Geistes- und Kulturwissenschaften attraktiv erscheinen.[49]

[48] Mieke Bal: Kulturanalyse. Aus dem Englischen von Joachim Schulte. Frankfurt am Main 2006, S. 7f.; Mieke Bal: Travelling Concepts in the Humanities. A Rough Guide. Toronto/Buffalo/London 2002, S. 7.

[49] Der Begriff „Praxeologie" wurde im 20. Jahrhundert u.a. von Pierre Bourdieu verwendet, um nicht allein Praktiken zu beschreiben, sondern die Logik bzw. die Rahmenbedingungen von Praktiken in den Blick zu nehmen. Vgl. Pierre Bourdieu: Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabylischen Gesellschaft. Frankfurt am Main 1976; Gernot Saalmann: Art. „Praxeologie". In: Gerhard Fröhlich/Boike Rehbein (Hg.): Bourdieu-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Stuttgart/Weimar 2009, S. 196–199. Zu einer ausdrücklich auf die Wissenschaften

Während Sozial- und Geisteswissenschaftler/-innen traditionell insbesondere das naturwissenschaftliche Tun wissenschaftsgeschichtlich und wissenschaftssoziologisch zu erforschen suchten,[50] treten seit ca. zehn Jahren vermehrt auch die geisteswissenschaftlichen Arbeits- und Betriebsformen in den Fokus der Analyse. Auffällig ist eine Zunahme der wissenschaftlichen Veranstaltungen (Tagungen und Workshops) zu den historischen und gegenwärtigen Praktiken der Geistes- und Sozialwissenschaften, die mit einem interdisziplinären wissenschaftsreflexiven Austausch der Geistes- und Kulturwissenschaftler/-innen über ihre Arbeit und neuen Arbeitsbedingungen (wie etwa die Digitalisierung) einher gehen.

Dabei gibt es eine auffällige Annäherung der kulturwissenschaftlichen an wissenschaftssoziologische und wissenschaftsgeschichtliche, aber auch an künstlerische Fragestellungen: So ist beispielsweise der Einsatz unterschiedlicher performativer Formate, mit denen in der Konzeptkunst der Kunst*betrieb* fokussiert wird, für die Wissenschaften von Interesse, insofern es darum geht, das Funktionieren von Wissenschaft als Betrieb in den Blick zu nehmen. Diesem institutionen-kritischen Ansatz entsprechend wird „Universität" zu einem einschlägigen Thema einer kulturwissenschaftlichen Auseinandersetzung.[51] Auch konkretere wissenschaftliche Arbeitsformen und Arbeitstechniken werden gegenwärtig praxeologisch in den Blick genommen.[52]

Wissenschaftsforschung muss sich transformieren, um die Geschichte und Gegenwart der Geisteswissenschaften reflektieren zu können. Es sind dafür etwas andere Konzepte und Begrifflichkeiten erforderlich als für die Untersuchung der Naturwissenschaften. Für diese Einsicht steht das aktuelle Schlagwort der „Wissensgeschichte" (history of knowledge). Es soll ermöglichen, insbesondere die *Praktiken* des Wissens und der Wissenschaften zu erforschen – unabhängig

bezogenen Konzeption von Praxeologie vgl. u.a. Steffen Martus/Carlos Spoerhase: Praxeologie der Literaturwissenschaft. In: Geschichte der Germanistik 35/36 (2009), S.89–96 sowie Ute Frietsch/Jörg Rogge (Hg.): Über die Praxis des kulturwissenschaftlichen Arbeitens. Ein Handwörterbuch. Bielefeld 2013.

[50] Als besonders einschlägig vgl. Bruno Latour: Science in Action. How to follow Scientists and Engineers through Society. Cambridge 2003.

[51] Vgl. exemplarisch: Jacques Derrida: Die unbedingte Universität. Aus dem Französischen von Stefan Lorenzer. Frankfurt am Main 2001; Ulrike Haß/Nikolaus Müller-Schöll (Hg.): Was ist eine Universität? Schlaglichter auf eine ruinierte Institution. Bielefeld 2008; Johanna-Charlotte Horst/Johannes Kagerer/Regina Karl u.a. (Hg.): Unbedingte Universitäten. Was passiert? Stellungnahme zur Lage der Universität, Zürich 2010; Johanna-Charlotte Horst/Johannes Kagerer/Regina Karl u.a. (Hg.): Unbedingte Universitäten. Was ist Universität? Texte und Positionen zu einer Idee. Zürich 2010; Jan Masschelein/Maarten Simons: Jenseits der Exzellenz. Eine kleine Morphologie der Welt-Universität. Zürich 2010; Plinio Prado: Das Prinzip Universität (als unbedingtes Recht auf Kritik), gefolgt von Ein in der Universität verirrter Poet (Wittgenstein und die Erfindung der ‚Non-lectures'). Zürich 2010.

[52] Vgl. exemplarisch: Alexander Kraus/Birte Kohtz (Hg.): Geschichte als Passion. Über das Entdecken und Erzählen der Vergangenheit. Zehn Gespräche. Frankfurt am Main/New York 2011; Anne Kwaschik/Mario Wimmer (Hg.): Von der Arbeit des Historikers. Ein Wörterbuch zu Theorie und Praxis der Geschichtswissenschaft. Bielefeld 2010; Frietsch/Rogge 2013.

davon, in welchem Sektor der Wissenschaften diese situiert waren und sind. Wissensgeschichtlich kann auch geistes- und sozialwissenschaftliches Arbeiten erforscht werden, was im Rahmen der traditionellen Wissenschaftsgeschichtsschreibung – zumal der angloamerikanischen *history of science* – aufgrund des eingeschränkten Wissenschaftsverständnisses wenig nahe lag.

Die Kulturwissenschaften grenzen sich dabei ihrerseits ebenfalls weniger strikt von den Naturwissenschaften ab, als dies für die alten Geisteswissenschaften typisch war. In den Kulturwissenschaften ist die Unterscheidung von Natur und Kultur selbst zur Disposition gestellt. Kulturwissenschaft kann Naturwissenschaft insofern als Teil ihrer selbst betrachten (wenngleich diese Perspektive insofern wenig ratsam ist, als sie sich als Dominanzgebaren in der Tradition der idealistischen Philosophie interpretieren lässt).

Die Abgrenzung zwischen Kultur- und Sozialwissenschaften steht ebenfalls erneut in Frage. Der Sache nach können sich beide Wissenschaftsgebiete ergänzen und in der Zusammenarbeit weiter konkretisieren. Angesichts knapper Mittel neigen Geistes- und Sozialwissenschaften zwar dazu, sich in einem ersten Reflex weiter voneinander abzugrenzen. Strategisch wäre es jedoch sinnvoller, inneruniversitäre Brücken zwischen den Kultur- und den Sozialwissenschaften zu verankern. Dies gilt insbesondere für Universitäten, an denen sowohl die Geistes- wie die Sozialwissenschaften einen im Vergleich zu den Naturwissenschaften untergeordneten Status haben. An der Universität Mainz, deren Stärke heute insgesamt eher auf dem Gebiet der Naturwissenschaften gesehen wird, wurde beispielsweise neben dem Forschungsschwerpunkt Historische Kulturwissenschaften (HKW) das Forschungszentrum Sozial- und Kulturwissenschaften Mainz (SOCUM) eingerichtet, das der interdisziplinären Forschungskooperation zwischen Sozial- und Kulturwissenschaften dient. Der geisteswissenschaftliche Forschungsschwerpunkt und das sozialwissenschaftliche Forschungszentrum überschneiden sich demnach ihrer Zuständigkeit nach im Bereich der Kulturwissenschaften, was Kooperationen von Geistes- und Sozialwissenschaftler/-innen zur Folge haben könnte oder sollte. Sozial- und Geisteswissenschaften müssen dabei nicht um ihre Eigenständigkeit fürchten, denn beide Disziplinengruppen zeichnen sich ohnehin durch sehr differente Methoden aus und pflegen je unterschiedliche Forschungsstile.

3.1 Campus und Gesellschaft: Der Beruf des Kulturwissenschaftlers / der Kulturwissenschaftlerin

Wissenschaftler/-innen haben eine soziale Herkunft und eine Hautfarbe, sie sprechen unterschiedliche Dialekte, unterscheiden sich in ihrem Temperament etc. und diese Bestimmtheiten schlagen sich in der jeweiligen Arbeit nieder. Dies war zwar auch früher bereits der Fall, musste aber aufgrund der mangelnden

Diversifizierung des wissenschaftlichen Personals nicht notwendig reflektiert werden: Der Gelehrte hatte bestimmten Anforderungen zu entsprechen, die sein Tun und seine Wissenschaftlichkeit als in jeder Hinsicht neutral und objektiv erscheinen lassen sollten. Dafür sollte er männlich, weiß, bürgerlich etc. sein. Er war ein Geistes- oder Naturwissenschaftler. Während der Geisteswissenschaftler sich in der Hauptsache dem Verstehen zu widmen schien, ist der/die Kulturwissenschaftler/-in so weit in der Gesellschaft angekommen, dass er/sie über eine geschlechtliche Bestimmtheit verfügt. Die soziologisch geschulten *Gender Studies* waren eines der Einfallstore für die Situierung des Wissenschaftlers/der Wissenschaftlerin in der Gesellschaft.[53] Eine Kulturwissenschaft, die ihre Situierung in der (Wissens-) Gesellschaft mit bedenkt, macht es auch Studierenden leichter, die Anschlussfähigkeit des jeweiligen Studienfaches zu erkennen. Nicht zuletzt treten Dozent/-innen als Vorbilder auf, die den Studierenden durch ihren eigenen Habitus ein Berufsbild zur Orientierung mitgeben. Für Studentinnen beispielsweise ist es wichtig, in der universitären Lehre nicht ausschließlich mit männlichen Dozenten konfrontiert zu sein, die für sie kein *Role*-Modell darstellen und sie möglicherweise sogar ausdrücklich von der Wissenschaft abzuhalten suchen.[54]

Bei der gesellschaftlichen Situierung und Thematisierung der Universität als Betrieb und Arbeitsplatz treten ihre Beschäftigungsstrukturen deutlicher in den Blick.[55] Eine interessante Quelle, um sich dem Metier des Kulturwissenschaftlers/der Kulturwissenschaftlerin auf dieser Ebene zu nähern, sind die aktuellen Campus-Romane und -filme. Es handelt sich dabei um eine Selbstverständigungsliteratur, die oftmals von Geisteswissenschaftler/-innen verfasst ist.[56] Aufgrund des fiktiven Charakters dieser Literatur werden manche wissenschaftlichen Interna dort offener verhandelt als in der wissenschaftlichen *Community* und Forschungsliteratur selbst. In der Campus-Belletristik werden u. a. die persönlichen Kosten problematisiert, die mit der Ausbildung eines wissenschaftlichen

[53] Es gibt eine Fülle von Literatur zu Geschlecht und Wissenschaft. Exemplarisch sei hier lediglich genannt: Donna Haraway: Situiertes Wissen. Die Wissenschaftsfrage im Feminismus und das Privileg einer partialen Perspektive. In: Donna Haraway: Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen. Frankfurt am Main/New York 1995, S. 73–97.

[54] Vgl. dazu die explizite Selbstpositionierung eines Wissenschaftlers im Zuge seiner Emeritierung: Jürgen Trabant: Jan und Hein und Klaas und Pit. In: Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften (Hg.): Gegenworte, Heft 12: Der Mythos und die Wissenschaft (2003), S. 46–48 [http://www.gegenworte.org/heft-12/trabant-probe.html].

[55] Einzelne Wissenschaftler thematisierten schon früher öffentlich die Frage der wissenschaftlichen Beschäftigungsverhältnisse sowie der strukturellen Prekarisierung des wissenschaftlichen Personals, vgl. Max Weber: Wissenschaft als Beruf. In: Wolfgang J. Mommsen/Wolfgang Schluchter (Hg.): Studienausgabe der Max Weber-Gesamtausgabe, Band 1/17. Tübingen 1994, S. 1–23, hier insbesondere S. 1–5.

[56] Vgl. Victoria Stachowicz: Die Selbstthematisierung des wissenschaftlichen Milieus in der deutschen Literatur des 20. Jahrhunderts. Dissertation. Wuppertal 2001 [http://elpub.bib.uni-wuppertal.de/servlets/DerivateServlet/Derivate-279/d040101.pdf].

Habitus einhergehen.[57] Wo die Literatur von Wissenschaftler/-innen verfasst ist, geschieht dies zumeist mit einer Perspektive, die sich aus der Universität (dem Campus) auf Gesellschaft richtet;[58] wo sie von Literaten verfasst ist, richtet sich der Blick eher von der Gesellschaft auf die Universität.[59] In der Campus-Literatur tritt auf diese Weise der aktuelle Austausch zwischen Universität und Gesellschaft in den Blick. Die Universität ist Teil der Gesellschaft, der Campus ist in der Stadt angekommen. In den Romanen der letzten Jahre wird dabei verstärkt die Problematik der Ökonomisierung und Prekarisierung von Universität deutlich. Es geht dabei nicht länger nur um die unglückliche Selbstbeschreibung der deutschen Universität als ‚Massenuniversität' – wobei der Ausdruck „Masse" offenbar weniger den Studierendenzahlen entspricht als der defizitären Grundfinanzierung.[60] In der Belletristik werden zudem die prekären Beschäftigungsverhältnisse von Wissenschaftler/-innen in Folge dieser defizitären Grundfinanzierung thematisiert.[61] Diese Darstellungen sind insofern besorgniserregend, als in ihnen eine Beschädigung des Rufes sowie der Funktionsfähigkeit der Universität zum Ausdruck kommt.

Dem geschilderten Imageverlust sollte von universitärer Seite aktiv begegnet werden. Auch insofern ist dafür zu plädieren, die Universität ihrer Realität entsprechend als Betrieb zu analysieren und die wissenschaftliche Tätigkeit – auch diejenige unterhalb des Professorenstatus – als normale Berufstätigkeit in den Blick zu nehmen. Eine (eher deskriptive als programmatische) kulturwissenschaftliche Auseinandersetzung mit den alltäglichen universitären Praktiken kann die wissenschaftssoziologische Analyse ergänzen und dazu beitragen, sowohl die wissenschaftlichen wie (allgemeiner) die gesellschaftlichen Funktionen der geistes- und kulturwissenschaftlichen Ausbildung selbstbewusster zu konturieren. Traditionell wird der Begriff der Theorie dem Begriff der Praxis (sowie der Empirie) gegenübergestellt und Wissenschaften – zumal Geisteswissenschaften – werden als theoretisch oder theorielastig einer gesellschaftlichen Praxis gegenübergestellt, auf die sie dann immer erst nachträglich anzuwenden sind. Indem hingegen aufgezeigt wird, dass Wissenschaften in sich praktisch verfasst sind (z. B. Archivieren, Kompilieren, Prüfen etc.), wird ein Weg eingeschlagen, die Anwendbarkeit von Geistes- oder Kulturwissenschaften anders – nämlich über deren praktisches und technisches Know-how – zu konzeptionalisieren.[62]

---

[57] Vgl. Pascal Mercier: Perlmanns Schweigen. München 1997. Bei dem Namen Pascal Mercier handelt es sich um das Pseudonym des Philosophen Peter Bieri.
[58] Vgl. Dietrich Schwanitz: Der Zirkel. Frankfurt am Main 1998.
[59] Vgl. Christoph Hein: Weiskerns Nachlass. Berlin 2011.
[60] Vgl. Dietrich Schwanitz: Der Campus. Frankfurt am Main 1995.
[61] Vgl. Hein 2011. Hein situiert seinen Protagonisten zudem am Kulturwissenschaftlichen Institut in Leipzig, was seinen Roman für unseren Kontext besonders aussagekräftig macht.
[62] Zu einer entsprechenden Analyse kulturwissenschaftlicher Arbeitsformen vgl. Frietsch/Rogge 2013 sowie: Ute Frietsch: Praxeologie der Wissenschaften. In: Ebd., S. 311–317.